

Die Kunst, Verse und in Mundart zu übersetzen

An den diesjährigen Zuger Übersetzer-Gesprächen standen die Übersetzung zweier literarischer Solitäre im Fokus: der Versroman *The Golden Gate* von Vikram Seth in der Übersetzung von Christophe Fricker und Antoine Saint-Exupéry's *Der Kleine Prinz* in der Mundartübertragung von Judith Stadlin.

Am Schluss schlug eine Frage aus dem Publikum den Bogen zurück zum Anfang der Veranstaltung: Kann eine KI einen gereimten und metrisch durchkomponierten Text wie *The Golden Gate* von Vikram Seth gut übersetzen? Der Zuger Anerkennungspreisträger Christophe Fricker, Übersetzer des Werks, aber auch in der Ausbildung von Literaturübersetzern tätig, liess im Verlauf des Gesprächs mit Moderator Georg Gerber immer wieder aufscheinen, auf welche Kräfte er setzt, um als menschlicher Übersetzer das Feld der Literaturübersetzung gegenüber der Maschinen zu behaupten. Dass er, nicht weil es die Maschine (noch) nicht kann, übersetzt, sondern weil er ein Werk wie *The Golden Gate* übersetzen will.

The Golden Gate ist, so Christophe Fricker, in vielerlei Hinsicht ein Ausnahmefall. Als Erstlingsroman, geschrieben von einem damals jungen, noch völlig unbekanntem, in San Francisco lebenden indischen Autor, der noch studierte. Als Roman in Versform, der sich an die von Shakespeare geprägte strenge Form des Sonetts anlehnt, ist das Werk mit seinen 594 Strophen à vierzehn Zeilen im englischen Sprachraum bis heute ein Solitär. Und drittens als Roman, der trotz alledem, als er 1986 erschien, Publikum und Kritik ins Herz traf und zu einem spektakulären Hit wurde.

Es war Seths Lektüre von Puschkins berühmtem *Eugen Onegin*, die seine schriftstellerische Initialzündung bewirkte. Die formale Strenge des Versepos entsprachen Seths Suche nach einer Form, die Raum bot, über die lebendige Gegenwart zu schreiben. Einen Gegenwartsroman über junge Menschen mit ihren Konflikten um Liebe, sexuelle und politische Identität im San Francisco der 1980er Jahre zu gestalten, nicht aus einer vergangenen Sicht, sondern aus der Perspektive eines Hier und Jetzt.

Warum eignet sich, wider Erwarten, gerade die gebundene Sprache dafür, wie das Werk des Autors von *The Golden Gate* beweist, dessen Verse trotz ihrer strikten Regelmäßigkeit so lebendig daherkommen, dem alltäglichen Sprachrhythmus so anstrengungslos entsprechen, als gäbe es das Regelwerk nicht? Und wie gelingt es dem Übersetzer, diese Kombination ebenso mühelos auf Deutsch zu reproduzieren –

angesichts des in der Regel deutlich längeren Wortmaterials im Deutschen? In welchem Verhältnis stehen gebundene und Alltagssprache? Fricker verweist im Gespräch immer wieder darauf, dass auch die Alltagssprache ihren Rhythmus habe. Auch wenn er in der gebundenen Sprache strikter sei: «Es ist keine neue Sprache.» Reim wie Metrum hätten ihren Sitz nicht nur in der literarischen Hochsprache, sondern seien in der Alltagssprache eingelegt, so Fricker, und er verweist dabei auf die Werbung oder die Schlagzeilen in den Boulevardmedien.

Erleichternd für den Übersetzer sei, dass Seths Strophen nicht wie in einem Shakespeare-Sonett inhaltlich hochverdichtet, sondern in einem lockeren Plauderton daherkämen. Man spürt die Faszination des Übersetzers, wenn er auf die Stilvielfalt in Seths Text verweist, den Variantenreichtum, der Beschreibung von Landschaften, die Charakterisierung von Personen, Kochrezepte, Gebete u.v.m. umfasst. Am schwierigsten zu übersetzen seien die witzigen Dialoge, sprachlich vertrackte Textstücke, so Fricker.

Seine Hilfsmittel sind etwas abgegriffene Reimlexika oder auch Wörterbücher auf Ebay, die Mitte der 1980er Jahre in grosser Zahl Einblick in die EDV-Sprache auf Deutsch gaben.

Eine andere Herausforderung für die Übersetzung waren, so Fricker, die Schlusszeilen einer Strophe. «Sie haben oft epigrammatischen Charakter, bringen etwas auf den Punkt, formulieren ein Fazit.» Das Problem sei, dass dies nicht bei allen 594 Strophen der Fall sein könne, da die Handlung im Roman aus sich heraus weiterstrebe, die Form sich dem aber widersetze. So verliert sich der Übersetzer auf der Suche nach Lösungen solcher Schwierigkeiten wiederholt mit vierzehn Bällen unterschiedlicher Varianten in der Luft jonglierend im Niemandsland, bis er Boden findet im Original und sich sagt: «Übersetz doch einfach, was dasteht.»

Die übersetzerische Arbeit an einem in gebundener Sprache geschriebenen Text habe ihre eigene Dynamik, sagt Christophe Fricker. Am besten arbeite er, nicht wie zuerst gedacht, in totaler Abgeschlossenheit, sondern während eines Fussballspiels im Fernsehen, im Bus, in einer alltäglichen Sprachkulisse. So werde man mit der Zeit etwas seltsam, fange an Einkaufszettel in Reimen zu schreiben, sagt er und schmunzelt.

Vielleicht, so Fricker am Schluss der Veranstaltung mit einem feinen Lächeln, habe er *The Golden Gate* doch auch übersetzt, um der Maschine zu demonstrieren: Das kannst du nicht.

Leidenschaft für die Mundart

Am Samstag konnte man dann eine kleine Premiere bei den Zuger Übersetzer-Gesprächen erleben. Zum ersten Mal hatte die Veranstaltung inhaltlich einen lokalen Bezug: Moderator Röbi Koller begrüßte die Zuger Autorin, Schauspielerin,

Spoken-Word-Artistin, Theaterunternehmerin und seit neuestem auch Übersetzerin Judith Stadlin. Es ging um die Übersetzung eines Klassikers, Antoine de Exupéry's *Der Kleine Prinz*. Ein Werk, das nicht zuletzt wegen seiner archetypischen Figuren – des Trinkers, des Eitlen, des Königs, des Laternenanzünders – weltweit verstanden wird. 1943 während des Zweiten Weltkriegs nicht in Paris, sondern in New York erschienen, ist das Buch seither unzählige Male übersetzt worden und liegt inzwischen auch in einer Vielzahl von schweizerdeutschen Übersetzungen vor – im Reich der Mundart also, deren Regelhaftigkeit am entgegengesetzten Ende des Feldes anzusiedeln ist, das am Tag zuvor zur Sprache gekommen ist.

Wie gross die Herausforderung für Stadlin war, in diesem dicht bestellten Feld eine eigene Übersetzung, noch dazu in Zuger Deutsch, einem Dialekt, dessen Existenz immer wieder bezweifelt wird, hinzuzufügen, war in diesem Gespräch immer neu spürbar.

Um ihren eigenen Stil zu finden, verglich Stadlin zuerst mehrere bereits vorliegende Übersetzungen. Sie entschied sich dabei gegen eine betont einfache, vor allem auf Kinder ausgerichtete Sprache. «*Der Kleine Prinz* ist so poetisch und so klar, hat so stimmige Bilder, dass es diese Vereinfachungen nicht braucht», sagte sie.

Eine Werk, aber auch seine Übersetzungen transportierten immer Spuren ihrer Zeit, so Röbi Koller. Wie etwa damit umgehen, dass im Buch von Saint-Exupéry der Prinz auf den sechs Planeten einem König, einem Alkoholiker, einem Geschäftsführer und einem Lichtanzünder begegnet, aber keiner einzigen Frauenfigur. Stadlin nickt: «Ausser der Schlange und der Rose, sie sind die einzigen weiblichen Wesen.» Doch welche Figur auswählen und umpolen? Die Gefahr in die Falle von Geschlechterstereotypen zu geraten, liess Stadlin davon absehen, in den Text einzugreifen – etwa statt eines Forschers eine Forscherin ins Spiel zu bringen. Dienst am Text will sie als Übersetzerin leisten, nicht eigene Ansichten verkünden.

Eine spezielle Hürde für die Übersetzung, man weiss es, ist die Übersetzung von Saint-Exupéry's Kernsätzen im Buch, die längst zu weltbekannten Sentenzen geworden sind. «Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar», ist wohl der Bekannteste. Wie werden sie übersetzt, immer gleich, wie der Journalist der Frankfurter Allgemeine Zeitung gezeigt hat? Schön wär's, so Stadlin. Hans Magnus Enzensberger habe dem Satz «*Le plus important est invisible*» beispielsweise einen eher erklärenden Gestus verpasst: «Das worauf es ankommt, ist unsichtbar. Man begreift gar nichts, wenn das Herz nicht dabei ist.» Doch wie *le plus important* in Mundart übersetzen? Mit *das Wesentliche* oder *das Wichtige*? Stadlin entschloss sich für die Version: «*S Wichtigscht gsehd mer nid mit de Auge.*»

Auch hier gilt Stadlins Credo: so nah wie möglich ans Original, um «eine hohe Übersetzungs-Äquivalenz zu erzeugen. Die zeitbezogene Zeugenschaft soll gewahrt bleiben, gleichzeitig aber soll das Werk in einer heute gut lesbaren Sprache den Menschen nähergebracht werden.

Deshalb sucht Stadlin die Balance zwischen der Sprache, wie sie heute gesprochen wird und weniger gebräuchlichen, alten Dialektausdrücken, die ihr am Herzen liegen. Es gibt am Schluss des Buches ein Glossar, in dem sie einige solche Findlinge wie «Gänggeliwaar» (Kleinigkeiten), «pumaadig» (träge, langsam), «Abguu» (Ekel, Widerwillen), «Tuedium», (Gehabe) erklärt. Die fand sie schön. Man sollte sie weiter gebrauchen. «Ich glaube übrigens, dass man die meisten von ihnen im Zusammenhang mühelos versteht». Das ist ihr, die aus dem Text alle Zeichen für Schreibweisen wie Apostroph etc. konsequent verbannt hat, wichtig. Nichts soll die Leser*innen ablenken, nichts das hörende Verstehen des Textes stören.

Autorin: Paula Marty